

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 29 (1925-1926)
Heft: 3

Artikel: Wien und Johannes Brahms
Autor: Werner, A.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-663606>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

und Wandel, wo bleibt da der Sinn für das Hochhalten des Anderen? Das liebe „Sich“ allein tritt in den Vordergrund, der Materialismus schwungt das Zepter.

Die zarten und feinen Wurzeln des religiösen Lebens werden überwuchert von realistischen Anschauungen; halb gelöste Probleme, aus Büchern geschöpft, von vielen nur halb verstanden, haben die Herrschaft gewonnen. Ewige Wahrheiten, über deren Ergründung Jahrhunderte lang die Gelehrten grübelten, werden von Gedankenlosen achtlos beiseite geworfen. Weit draußen aber, da lobt gar die Fackel des Krieges! — Ach, so weit entfernt ist die Menschheit von jenem Frieden, jener Eintracht und Liebe untereinander, die uns der Weihnachtsbaum Jahr für Jahr predigt, den Großen und den Kleinen!

Aber in den Stunden der Einsfehr, bei Tandenduft und Kerzenschimmer, da wird die durch neue Anschauungen geschaffene innere Leere

plötzlich fühlbar; denn im innersten Winkel des Herzens da lebt ja doch noch ein so starker Rest von Sehnsucht nach etwas Unvergänglichem, wie es die Welt des Egoismus nie und nimmer bietet, wenn auch von außen her die materielle Auffassung alles Gefühlslebens die da innen laut werdenden Stimmen zu übertönen sucht! Es werden Saiten in unserer Seele angerührt, die nur selten mehr in Schwingung geraten. Weihnachtszauber vermochte es!

Knisternd verlöschen die Flammen! Die Festesstimmung entflieht, der Alltag tritt wieder gebieterisch in seine Rechte. In das Kampfgewühl des Lebens hinein jedoch nehmen wir die Erinnerung an das, was uns der Weihnachtsbaum lehrt:

„Glaube, Hoffnung und Liebe
Bleiben, wenn nichts uns bliebe.
Groß ist Glaube, ist Hoffnung im Leide,
Doch die Liebe ist größer, als beide.
Dem Menschen ist aller Wert geraubt,
Der nicht an diese drei Worte glaubt!“

Nachts.

.... Nun hebt ein Schattenraum an,
Gebrochen ist des Lichtes Bann...
Die aus der Finsternis geboren,
Ziehn unheilbrütend aus den Toren:
Verzweiflung, Angste, Ungenügen —
Die lichten Geister zu besiegen.
„Leben ist Plage, Dunkel, Not,
„Der Weisheit Schluß: Das Nichts, der Tod!
„Ewiges Leben: Narrheit, Lug —
„Ewige Güte: Selbstbetrug!

„Ewiger Friede: Spiel und Land,
„Die Erde leidverfluchtes Land.“
So höhnen grimmig die Dämonen,
Die Geister, die im Finstern wohnen.
Da fällt vom Himmel Sternenschein
Wie Engelsang ins Kämmerlein.
Nun singt und raunt es allerenden:
Dich hält ein Gott in starken Händen!

Rudolf Hägni.

Wien und Johannes Brahms.

Am 3. April dieses Jahres jährte es sich zum 28. Mal, daß Brahms, das dritte große B nach Bach und Beethoven, wie Bülow ihn stets nannte, sein Auge für immer schloß.

In der Karlsgasse 4, auf der stillen Wieden, in dieser fast an Italien gemahnenden Ecke, in welche eine der schönsten Bauten Wiens, die Karlskirche, mit ihrer gewaltigen Kuppel hineinragt, hatte er in den drei geräumigen Zimmern des 3. Stockwerkes die letzten 15 Jahre seines Lebens verbracht. Es war eine dem Genius Brahms würdige Umgebung, denn er liebte alles, was ehrwürdig war und worauf die Patina der Vergangenheit lag. Wie Hebbel, mit dem ihn mehr als ein verwandter Zug ver-

bindet, war auch er aus dem Norden nach Wien, nach der Stadt der Phäaken gekommen, und so wie Hebbel fand auch er hier die Muße und Umgebung, um seine besten Schaffenskräfte zu entfalten, trotzdem beide nördlichen Vögel nicht müde wurden, über die Übelstände des „zopfigen Wiens“ fräftig ihre Schnäbel zu wetzen. Aber trotz allem blieben sie hier und Brahms, den so viele geistige Bande nach Berlin lockten, so nicht zuletzt seine Freundschaft mit Menzel und Joseph Joachim, die er ja auch alljährlich zu besuchen pflegte, konnte es an der Spree nie lange aushalten, „denn, so sagte er, „das Leben kreist dort in zu gewaltigem Wechsel, es stürmen zu viele Eindrücke auf den Fremden ein, und

jeder Strebende wird dort von zu starkem Wirbel fortgerissen, als daß man dies ungestraft lange mitmachen könnte.“ In Wien fand er es ungleich ländlicher und stiller, wenn er es auch für einen unrettbaren Sumpf hielt und immer von neuem in Wut und Zorn geriet, wenn er der sonst so anmutigen Stadt ihre Lässigkeit im wahren Denken, die Verleugnung allen Freiheitsgefühles und die Pöbelherrschaft von Rat- und Landhaus verächtlich vorwarf. Es kennzeichnet aber seinen im Grund edeln und fernesten Charakter, daß er sich von der Gemütlichkeit und Liebenswürdigkeit nicht so gleich gesangen nehmen ließ, sondern die Dinge kritisch und verstandesmäßig prüfte.

Wie Hebbel war auch Brahms aus sehr ärmlichen Verhältnissen hervorgegangen. Sein Vater, Johann Jakob Brahms, war aus dem Dithmarschen in Hamburg eingewandert und erwarb dort kümmerlich als Kontrabassist seinen Lebensunterhalt. Seine Mutter, ein kleines, hinkendes Frauchen, die 17 Jahre älter war als ihr Mann, suchte durch Näherei die dürftigen Verhältnisse etwas zu verbessern. An ihr hing der Sohn mit ganz besonderer, hingebungsvoller Zärtlichkeit, und Zeit seines Lebens konnte er es nicht verschmerzen, daß er gerade ihr von seinem wachsenden Ruhm und Reichtum nichts mehr zukommen lassen konnte. Dafür unterstützte er nach ihrem Tode Vater und Stiefmutter, ja, sogar deren Sohn so reichlich, daß sie von ihm nicht anders als von dem allzeitigen, lieben Gott zu sprechen pflegten. Er wachte am Krankenbett seines Vaters und meinte an seinem Sterbebett, und jedesmal, wenn er später in Hamburg ein Konzert gab, trug er die Kränze, die man ihm huldigend dargebracht hatte, hinaus auf dessen Grab. Wer nur Brahms rauhe Außenschale, sein unliebenswürdiges, kurz angebundenes Wesen kannte, hätte so weiche, liebevolle Regungen nicht bei ihm vermiutet. Über sie entsprangen seinem Innersten und machten ihn nicht nur zum liebenvollsten Sohn, sondern auch zum aufopfernden Freund, wie seine mehr als zwanzigjährige Freundschaft mit Clara Schumann beweist, der er bis zu ihrem Tode der tatkräftigste Freund und Helfer blieb. Die historische Entwicklung Deutschlands, deren schönsten Aufstieg er miterlebte, hatte ihn zum teilnehmendsten Zeugen, und er verschlang förmlich Sybels „Geschichte der Begründung des Deutschen Reiches“, las auch mit Ausdauer die General-

stabswerke über den deutsch-französischen Krieg und verfolgte das Geschick des Fürsten Bismarck auch in dessen unfreiwillige Muße nach Friedrichsruh.

Doppelt verwunderlich erscheint es daher, daß ein Mann wie Brahms, der eines der deutshesten Werke mit seinem Deutschen Requiem schuf, Bismarck nicht persönlich kennen lernte, umso mehr, als es ihm an Gelegenheit hiezu keineswegs gefehlt hätte. Zählte doch zu den Intimen von Friedrichsruh auch der alte Musifgelehrte Chrysander, der Brahms wiederholt bedeutet hat, daß er ihn bei Bismarck einführen wolle; aber merkwürdig genug, Brahms legte keinen Wert auf ein persönliches Zusammentreffen mit dem Kanzler. Es war dies überhaupt ein seltsamer Zug an Brahms, der selbst eine so kraftvoll eingeprägte Persönlichkeit besaß, daß ihn die Individualität der andern sehr wenig interessierte, er überhaupt kaum die Gabe besaß, sich in die Eigenart eines anderen zu versetzen.

Seinen Freunden gegenüber hat er wiederholt geäußert, daß man menschlichen Zufälligkeiten und persönlichen Erlebnissen keinen zu breiten Platz einräumen dürfe. Ihm hatte eben die Natur reichlich gegeben, um aus seinem Innern schöpfen zu können. Nicht nur die Wucht herbster Schmerzen, auch das Jubeln der Freude und das sanfte Träumen seligen Empfindens, — die Sonne, das Gewitter und auch der milde Regen der menschlichen Seele, ihre ewige Sehnsucht haben in ihm einen Interpreten gefunden, wie es seit Beethoven keinen mehr gab. Mit diesem zart differenzierten Empfindungsausdruck, der schon die subtilsten Regungen der Seele zu äußern vermag, schmiedet Brahms bereits den Ring, der ihn mit den Modernen von gestern und von heute verbindet.

Er sowohl als Hebbel fanden in Wien, in dem weichen Duft der alten Kultur, die soviel Südliches in sich vereinigt, die Atmosphäre, die ihre rauen, nordischen Hüllen sprengte und ihren schönsten Werken zur Geburt verhalf. Denn Beiden war die Tiefe und echt deutsche Reinheit, ja Keuschheit der Empfindung eigen und eine Schönheit formalen Aufbaues, die sich von den Werken der Gegenwart so scharf unterscheidet wie die schlanken Tempel der Griechen von den überladenen Bauten der Verfallszzeit. Über sie waren beide so kraftvoll und herb wie das Heidekraut ihrer Dithmar'

schen Heimat. Darum bedurfte es der südlieheren Sonne, des reicherem Hauches einer Stadt wie Wien, um sie voll aufzblühen zu machen und den süßesten Duft aus ihrem honigvollen Kelch zu locken.

Wien selbst stand den beiden deutschen Refen zunächst weder besonders wohlwollend, noch verständnisvoll gegenüber. Man weiß genug, wie Hebbel sich wegen der kühlen Aufnahme seiner Stücke fränkte, Brahms über die Verständnislosigkeit seiner Zuhörer erboste.

Nach und nach aber siegten doch Beide. Früher jedoch und nachhaltiger als dem Dichter gelang es dem Tonrichter, die Herzen der Wiener zu erobern. Brahms ist von den Geistesheroen Wiens nicht mehr zu trennen, und was einst mit Kühle aufgenommen worden, begann nach dem Tode des Schöpfers immer heller zu strahlen, um heute als funkelnches Gestirn an dem Himmel der Unsterblichkeit zu leuchten.

A. Werner.

Befreiung.

Eh' ich dich kannte, waren meine Lieder
Wie arme Vöglein, die in dumpfem Käfig saßen.
Du kamst, und deine Hand entschloß des Käfigs Türe:
Nun fliegen frei und froh sie durch die weite Welt.

Martha Kuhn.

Vom Föhn.

Dem Föhn kommen einige Eigenschaften zu, die ihn gut von andern Winden unterscheiden. Am häufigsten weht er durch die Täler mit Nord-Süd-Richtung, somit hat er nur ein engbegrenztes Gebiet inne. Als Fallwind, von der Höhe in die Tiefe gehend, bringt er warme und trockene Luft. Gewöhnlich tritt er im Winter häufiger als im Sommer und meist nur bei niedrigem Barometerstand auf. Fast regelmäßig leitet er auch einige Tage mit schlechtem Wetter ein.

Im Glarnerland kündigt er sich an durch das Auftreten einer sog. Föhnmauer am Hausstock und zu beiden Seiten des Tödi-gipfels. Das ist eine walzenförmige Wolke, die anscheinend ruhig über dem Gebirgskamm liegt. Gleichzeitig wird die im Tal unten noch ruhige Luft auffallend klar. Bald kündet dem Ohr ein Brausen von der Höhe her an, daß der Wind talwärts vordringt, was auch an den Waldbäumen der Hänge zu verfolgen ist, bis er endlich mit aller Macht das Tal in Stößen durchstoht. Vermöge seiner Wärme und Trockenheit räumt er mit dem vorhandenen Schnee merkwürdig rasch auf, ohne viel Schmelzwasser zu liefern; er „frisht“ den Schnee.

Steht man bei Beginn des Föhn auf dem Sandgrat, so hat man da den Nebel und eisig kalten Südstorm, oft auch Schneegestöber oder feinen Regen. Die obere Sandalp aber liegt

in vollem Sonnenschein, und man erkennt, wie die Föhnmauer aus sich überwälzenden Nebelmassen besteht. Talabwärts steigend hat man den Föhn im Rücken. Er findet unterhalb Ziegelbrücke sein Ende. Gegen den Obersee hin ist die Luft noch ruhig und warm; in Zürich dagegen weht dann häufig ein kalter Nordwind.

Das Ende des Föhn zeigt sich dadurch an, daß der Himmel sich allmählich bewölkt und vom Unterland her eine Wolkenwand heransteigt, während die Föhnmauer ein unregelmäßiges Aussehen annimmt. Warme und kalte Luftstöße wechseln im Föhngebiet miteinander ab; der Luftdruck steigt und bringt kalten Regen. Wie die Erscheinung oben begann, so hört sie auch oben wieder auf.

Die Erklärung dieser eigenartigen Vorgänge hat die Meteorologen ausgiebig beschäftigt; doch ist keine ganz befriedigend ausgefahrene. Recht hat H. Wild mit seiner Auffassung, daß für die Entstehung des Föhn ein Südweststurm in der Höhe über den Alpenwall die notwendige Voraussetzung sei; auf den Nordabhang übergreifend reißt er daselbst die Luft mit und schafft so einen luftverdünnnten Raum, in den die Luft des Tales eindringt. R. Willwaller ergänzte diese Ansicht dahin, daß zur Ausbildung des Föhn südlich der Alpen hoher, nördlich davon aber niedriger Luftdruck bestehen müsse. Dr. Willwaller fin-